

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Alle unerlangt eingebl. Manuskripte über- nimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Wolff in Berlin.

Vertagung.

Der Reichstag will sich, wenn er's irgend zwingen kann, heute schon vertagen, auf den 8. November. Die Reichsregierung hätte es gar zu gern gesehen, wenn er nach Pfingsten noch einmal zusammengekommen wäre, um ihr, für alle Fälle, noch rasch die Steuerreform des Reichs zu erwirken. Aber das hohe Haus hat keine Lust, diesen Winter seinen Mitberatern noch eine mehr oder minder glückliche Sommertagung folgen zu lassen. Im Zeichen der Unlust stand dieser erste Abschnitt der Session, die die Vorlage, vielleicht die letzte der Legislaturperiode sein dürfte. Dieser Unlust, die sich nach langwierigen Kämpfen einzustellen pflegt, wenn keine klare Neuordnung der Dinge das Ergebnis der Kämpfe ist und man das Ende daher noch nicht absehen kann. Die Regierung hatte auf einen selbständigen Willen verzichtet, vor der liberal-konservativen Mehrheit kapituliert und aus ihren Händen die umgestaltete Finanzreform mit ergebenem Dank entgegengenommen. So weit war alles klar, und wenn Herr v. Bethmann nicht als teueres Vermächtnis seines Vorgängers das Wort, das dieser nie gesprochen haben will: "Vor keine untern Kriese!" ließ, so sah man ihn alsbald anständig bemüht, über die sich störende Lage den Schlichter der Vorparlament zu ziehen, als stünde auch seine, des Bürokraten Regierung, über den Parteien. Es bedurfte nicht geringer Anstrengungen, um die enge Wühlarbeit hinter den Kulissen lahm zu legen und es durchzuführen, daß der willige Ausschuss, der in der Bildung der Mehrheit eingetreten war, im neuen Präsidium des Reichstags angemessen jutage trete. Die Verschleierung der Regierung und Mehrheit in stillen, Geschäftsverheimlichungen, ist aber glücklich verhindert worden, die regierende Mehrheit hat sich gezwungen gesehen, wenigstens für den parlamentarischen Teil der Geschäftsführung auch nach außenhin die Verantwortung zu übernehmen. Im großen Ganzen ist es dann auch gelungen, das Bild der wahren Sachlage, wonach wir zuerst ein Parteiregiment vor Zentrum und Konservativen haben, ungetrübt zu erhalten. Wobei allerdings nicht zu vergessen ist, daß die regierende Mehrheit ein schroffes Auftreten nach außenhin vorzuziehen zu vermeiden gesucht hat, und daß die innere Festigkeit der in der Opposition stehenden Minderheit keineswegs über allen Zweifel hinaus ist.

Die Regierung hat — bei ihrer inneren Unfreiheit selbstverständlich — ihre Rückbeziehung der Mehrheit nach außen Rechnung getragen. Sie hat sich nach bestem Können bemüht, ein Thema zur Debatte zu stellen, das unter der Wäde glimmenden Flammen neu hätte anblenden können. Das Ergebnis ist: danach; Konflikt der Gesetzgebung, handelspolitische Fiktion und Ständewerk und das Kaitage, das heute noch in aller Eile fertig gemacht werden soll und auch vom Ruhebedürfnis der Regierenden kein verändertes Gespräch erhält. Die großen Fragen bleiben hübsch in der Schwärze, bis zum Herbst, vielleicht auch länger! Denn je näher der Termin der Wahlen rückt, um so weniger wird die regierende Mehrheit

geneigt sein, dem Ruhmestranz ihrer vergangenen Taten allzu auffällige neue Blüten einzuflechten. Einmal schien sich lo etwas wie eine Staatsaktion anzubahnen, ein neuer "Titanenflug" kam in Sicht. Herr Erzberger hatte die richtige Mitteilung, daß die Quartier in Reichsanstalt der D e u r b u r g den einzigen, modernen Kopf der Regierung hatten und mit Ungehebel auf den Augenlidern warteten, wie sie aus dem Hinterhalt über ihn herfallen könnten. Herr Erzberger sah im voraussehenden Geiste schon den Punkt, wo Zentrum und Konservativen sich wieder einmal „zufällig“ am Wege begegnen und so löblichen Tun vereinigen könnten. Und mit der stillen Zuversicht der Jugend unternahm er einen Entzweit gegen den alten Gegner, in der Hoffnung, daß das Gros der beiden Parteien ihm folgen werde. Aber die erwarteten Schicksalsschläger am beiden Lagern schüttelten betäubt die ehrwürdigen Kämpfer. Die gerissenen Mehrzweckmänner trauten sich nichts darüber zu prophezeien, wie der große Geist in den ewigen Jagdgründen es aufnehmen würde, wenn man ihn so bald nach dem großen Bernhard schon das Opfer des kleinen Bernhard brädte. Sie gaben zu bedenken, daß man doch eben erst in einem andern Hause, in der preussischen Landtage, an die „Liquidation der Reste der Volkspartei“ gegangen sei, und daß es doch penible Nebenrechnungen geben könnte, wenn man sich unvernünftig, wie im Winter 1906/7, vor eine allgemeine Liquidation im Reich gestellt läße. Im Reich, wo man nicht durch die herabgelassenen Wälder eines „beschränkten“ Klassenwahlrechts geschickt sei, sondern sich allen Fähigkeiten des „höchst ungerechten und höchst unvernünftigen“ allgemeinen gleichen Wahlrechts preisgeben lese. So piff man dem jugendlichen Draufgänger für diesmal zurück und goß das Del patriotischer Nachgiebigkeit auf die Wogen, die sich schon bedenklich zu fräueln begannen hatten.

Bei der lustlosen Stimmung, in der das hohe Haus seine unerlässlichen Geschäfte abwickelte, wandte sich die öffentliche Aufmerksamkeit um so lebhafter dem Teile der parlamentarischen Tagesgeschichte zu, der sich außerhalb des Hauses vollzog: den Nachwahlen. Sie sind, als Wettelaufgabe für die allgemeinen Wahlen, in der Tat von nicht zu unterschätzender Bedeutung gewesen. Nebenstimmungen und weichen sie einen Zug auf, der kaum eine andere Deutung zuläßt als diese: Die Wähler fühlen sich durch den Umstimmung der auf die Nachwahlen folgte, hinter die Fiktion, düpiert, betrogen. Und sie geben ihrer schmerzlichen Verwirrung durch massenhaften Unzufriedenheit Ausdruck. Bevor der Reichstag in die Sommerferien gehen konnte, erfolgte dann noch der tragende Donnerstag von Dnd-Dieslo. Das wichtige Ereignis hatte Verwirrung und Sieger so bis in ihre tiefsten Seelenstufen getroffen, daß sie sich erüchtelt — zu einem der arbeitsreichen Handelsgeschäfte zusammenzufinden, die die Parlamentariergeschichte zu buchen hat. Sieben qualvolle Reuhaben, die die Kommission für nötig erachtet hatte, wurden von den festlich gekleideten National-liberalen und Konservativen, unter häßlichem Zurpruch von den frommen Zentrums, auf einen Schlag aus der Welt geschafft.

Dieser Vorgang, von dem sämtliche Beteiligten heute nicht mehr gerne reden hören, darf in der rückblickenden Bewertung des ersten Sessionabschnittes nicht übersehen werden. Er zeigte auf einem unerfreulich trassen Pfeil, wie stark die National-liberalen mißmutet noch von der Selbsttätigkeit nach den Reichstagen der alten Mehrheit übermannt werden. Nach jenen Zeiten,

wo die Führer in heiteren Gausirgepredigen ausmachten: erkläre die meine Wahl für gültig, erkläre ich deine Wahl für gültig. Die Scheidung der Geister, in zwei große Parteien, ist im Werden, aber sie ist noch nicht so weit gediehen, daß sie dem Liberalismus die Niederwerfung der ihm gebührenden Stellung sicher verbürgt. Es gilt, die Augen offen zu halten und unablässig zu arbeiten an der äußeren Sicherung und inneren Festigung dessen, was da werden will: des Blocks der Linken gegen die offen oder still verbündete Reaktion.

Roosevelt in Berlin.

Die Ankunft auf dem Berliner Bahnhof.

Der Expräsident Roosevelt ist heute morgen kurz nach 9 Uhr auf dem Berliner Bahnhof eingetroffen. Eine Zafel vor der Bahnsteig-Brücke zeigte an: „Jug von Stockholm—Zwickau—Sachsen hat 24 Minuten Verspätung.“ Es war jedoch noch zuviel Minuten vor der Fahrplanmäßigen Zeit, als der Dzug pünktlich vor den etwas verärgerten Personellen auftauchte, die vom Güterkammer harrten. Der Empfang wurde gleich noch im zwei Grade wärmer, weil man nur zu kurze Zeit in der heute etwas zügigen Bahnhofshalle hatte warten brauchen, und weil man sich dem treuen Amerikaner ganz besonders verbunden fühlte, der die Höflichkeit der großen Herren so weit getrieben hatte, daß er sogar zu früh kam. Der Bahnhofsvorstand war diese Verückung sicher sehr erfreut, da es ihm so leicht gelang, den Anführer der Roosevelt'schen Freunde zu empfangen. Man war heute auf dem Berliner Bahnhof etwas außerordentlich und hochgehört worden. Sie hatten sämtliche Kunden auf die Nummerstraße geschickt — eine sehr sinnige Anweisung für den völlig erdenklichen Gast aus dem arbeitsreichen America — und sie kommandierten ein Heer von Unterbeamten, die mit einer Menge feierlich roter Gänse gemeinsam hantierten. Innerhalb und außerhalb des Bahnsteigs wurden mit Hilfe der Wänder sehr komplizierte Anordnungen hergestellt, damit nicht etwa ein Hinterlistiger von den übrigen Personen auf den abgewanderten Roosevelt-Bahnsteig hindervordere. Die Anwesenheit eines so weit, daß mancher schließlich, nachdem er mehrere rote Schirme passiert hatte, die Seitenlinie erbeute, auf einen feierlich prächtigen Bahnsteig zu stehen, ohne daß man ihm eine Bahnsteigkarte überbringt hätte.

Vor dem Eingang zum Güterkammer waren ein paar grüne Baum ausgepflanzt, das war ein geiziger Zeppich und ein roter Bauer lief einladend nach rechts und nach links. Auf den Zeppich hatten einige offizielle Persönlichkeiten Aufstellung genommen. Staatssekretär v. Schön vertrat die Reichsregierung, an Stelle des Reichssekretärs Dr. Hill, der den Expräsidenten in der Volkshalle erwartete, war der erste Sekretär Augustin erschienen, ferner der Marineattaché Korvettenkapitän Reginald A. Welton und der Militärattaché, Hauptmann im Artilleriekorps Samuel G. Hartle. Herr Joseph Carl Grew von der Botschaft war Roosevelt bis dahin entgegengefahren. Einige hervorragende Mitglieder der amerikanischen Kolonie hatten gleichfalls die Brücke passieren dürfen, so Professor Georg C. Knapp, der Präsident der hiesigen amerikanischen Handelskammer, der Vizepräsident David W. Hill und der große frühere Präsident der Großen Berliner Straßenbahn Kreismann, der einstmals in jungen Jahren ein intimer Mitarbeiter des Präsidenten Lincoln gewesen ist. Ferner sah man den amnestisch in Berlin weilenden früheren Bürgermeister von New-York Seth Low, den Dresdener Generalconsul Gaffney und einige andere Damen und Herren. Durch das ver-

Die Diamanten der Sultaniin.

(Von unserem Korrespondenten.)

Konstantinopel, im Mai. Es war im April des vergangenen Jahres. Der Generalissimus der türkischen Okkupationsarmee, Mahmud Scherwat Pascha, hatte Konstantinopel erobert; der besiegte Sultan Abdul Hamid war abgeführt und nach Salonik verbracht worden. Der Jibid wurde geräumt, die Frauen des Sultans folgten dem Entzweiten teil in die Beirung, teil suchten sie bei Verwandten Schutz und Unterhalt. Unter diesen befand sich die fünfte Frau Abdul Hamids, die Tochter eines gewissen Ghos Bey aus Adabaf, in Kleinasien. Sie suchte mit ihrem kleinen Sohn, dem Prinzen Nureddin Ghaffi, Zuflucht im Hause der ältesten Tochter Abdul Hamids, der Prinzessin Selch, die an einen Sohn des berühmten Ghaffi Osman Pascha verheiratet ist und in Ortaoi, einer Vorstadt Konstantinopels zu hüten des Jibids, ein großes Palais bewohnt. Die Rabine, so heißen die reichhaltigen Frauen eines Sultans, war in Begleitung ihrer Mutter, der Frau Ghos Bey, und brachte alles mit, was sie in der Eile an ihr gehörigen Wertgegenständen zusammenfassen können.

Umweil des Monats der Prinzessin Selch wohnte ein gewisser Schicki Bey, der eine Schwesler der Rabine (also eine zweite Tochter des Ghos Bey) zur Frau hatte und damit als Schwager Abdul Hamids einer recht häufigen Ehre teilhaftig geworden war.

Wenige Tage erst waren seit der unruhigen Abreise Abdul Hamids nach Salonik vergangen, da erschien Schicki Bey bei seiner Schwiegermutter, Frau Ghos, im Konak der Prinzessin Selch, „Betrübte Schwiegermutter.“ begann er, „ich habe die bestimmte Mitteilung erhalten, daß ihr, nämlich ich und meine teure Schwägerin, die Rabine, zu den anderen Frauen morgen nach Salonik geschickt werden soll. Ein dahingehender Bescheid des Kriegsgewaltens (das nach der Eroberung Konstantinopels gerade seines zehnten Jahres waltete) liegt bereits vor. Alle Wertgegenstände der Rabine sollen konfisziert werden. Ihr müßt eure Schätze also möglichst rasch an einem sicheren Ort verbergen. Ich hielt es für meine Pflicht, euch zu warnen; ist nun, was ihr wollt.“ Madame Ghos rief ihre Tochter, die fünfte Sultaniin; diese rief, die Wertgegenstände der ersten Frau zu hinterlegen. Schicki Bey aber schickte auch die Schwägerin und foltere Erinnerungen nach Adabaf zum Schwiegermutter zu bringen. Die Schwiegermutter und er waren die sichersten Transporteure für diese wertvolle Fracht, sagte er jingu.

So weit die Exposition; nun der Komodie zweiter Akt. Schicki Bey übernahm die notwendigen Vorkehrungen für den Transport der Kostbarkeiten. Er kaufte sofort bei Stein in Galata (der Zieg Konstantinopels) einen Handoffner, in den man im Hause der Prinzessin Selch die Wertgegenstände verpacken ließ. Die kleinen Prinzen und zahlreiche Brillanten verpackt, die einen enormen Wert haben sollen. Der Sicherheit halber nimmt Schicki Bey den wertvollsten Koffer zu sich ins Haus. Aber er geht ja zur Verantwortung Abdul Hamids. Wenn man nun auch bei ihm Hausaufsicherung halten würde? Also muß man den Schatz bis zur Abreise verpacken! Schicki feiert nach Galata zurück und kauft noch einen größeren Koffer. Da hinein legt man den kostbaren Handoffner und verpackt das Ganze im Garten Schickis. Am andern Morgen befördert man den verpackten Schatzkasten wieder ans Tagelicht, die Beteiligten stellen gemeinsam fest, daß alle Kostbarkeiten noch am Platze sind, und legen noch einige verzeffelte Briefchen hinzu. Dann wird der Koffer gegen Abend wieder eingepackt, nachts aber wird Schicki Bey seine Schwiegermutter, der er die Angst um die Schätze hat ihm sprach. Er denkt daran, daß ein Schwager von Vater Ghos Bey, also sein angeheirateter Onkel, ein gewisser Mahmud Bey, der Student der Konstantinopeler Universität ist, am Abend die Koffer gesehen hat und es vielleicht etwas eigenartig finden könnte, daß man einen Handoffner in einem Koffer verpackt. Man gräßt also den Korb wieder an und stellt ihn in Schickis Schlafzimmer, neben dem die Frauen schlafen. Er sind von ihm also nur durch dünne Holzlagen getrennt, die jeden Ton von einem ins andere Zimmer dringende lassen, eine Überwachungs Schickis und seines Kofferbesitzes demnach ermöglichen.

So weit geht alles gut. Nur die Schwiegermutter ist nachdenklich: Zu solchen Reiseförden erhält man im allgemeinen zwei Schlüssel; den einen hat die Schicki Bey gegeben. Wo ist der andere Schlüssel geblieben?

Als drei: Die Schürzung des Knotens oder der Diebstahl auf der anatolischen Bahn. Am frühen Morgen nach dieser Nacht, die den Beteiligten wenig Ruhe brachte, sehen wir die Schwiegermutter mit ihrem Schwager nach dem Bahnhof von Adabaf-Balcha, der Station jener großen Bahnlinie, die dreimal die alte Kapitalstadt Adabaf und den Persischen Meerbusen erreichen soll. Man hat dem Koffer noch einige andere Wertgegenstände zugefügt, um seine Wichtigkeit zu solidieren. Schicki Bey hat das gefamte Gepäck als Passagier zum nach Adabaf auf. Den Aufgabeschein überreicht er Pflüchgemäß seiner Schwiegermutter: „Vor allen Dingen heb' den Schenit gut auf!“ Dann steigen beide in den bereitstehenden Zug. In Zsmid, der Stadt am westlichen Golf, etwas nördlich wie halbwegs zwischen Stambul und Adabaf, erklärt Herr Schicki dem anderen die Schätze haben einen Zug überbringen zu müssen und gibt die Kofferstücke an Madame Ghos, Gepärd und Schwiegermutter fahren weiter und gelangen glücklich bis ins Haus von Ghos Bey in Adabaf. Sofort öffnet man den Koffer, hebt den Handoffner heraus, schließt ihn auf und findet ihn leer! Nur die Papiere des Prinzen Nureddin liegen einsam am Boden des Handoffners, alle Wertgegenstände, vor allem die unschätzbaren Diamanten sind spurlos verschwunden. Frau Ghos Bey in Zsmid. Vier Stunden später steht er lemer Schwiegermutter gegenüber, die ihn anspricht: „Glaubst, ich das deine Güter, die du mir hast angeheben lassen?“ Der arme Schicki aber weiß von nichts. Erst als man ihm den leeren Koffer zeigt, geht ihm ein Licht auf. Umgehend eilt er zur Polizei, läßt die Hamale, die das Gepäck vom Bahnhof transportiert haben, vernehmen, droht der Eignungsgelöblichkeit mit einer Klage. Alles umsonst, die Diamanten bleiben verschwunden. Was tun? Frau Ghos denkt daran, sich bei der Regierung zu beklagen, direkt zum Generalissimus und zum Kriegsgewalt zu gehen. Aber als Verwandter Abdul Hamids mit dieser Familiengeschichte, dieser Frucht aus Konstantinopel gerade vor das Forum der Operationsarmee zu gehen, die dem alten Regime eben den Garas macht, das erscheint recht wenig angebracht. Die Diamanten würden dann vielleicht wiedergefunden werden, aber wohl zum Besten des Staates beim Finanzministerium hängen bleiben.

Während sich diese Ereignisse auf der anatolischen Bahn und in Adabaf abspielen, überlegt sich die Rabine in ihrer Zukunftswohnung in Ortaoi, warum man gerade sie eigentlich nach Salonik nachsenden sollte, da doch Abdul Hamid diejenigen Personen lemer engerer Umgebung, die er bei sich haben wollte, in der Stadt seiner Abreise nach Salonik mitgenommen habe. Sie wird untränktlich, erkundigt sich und erfährt, daß kein Mensch daran gedacht hat, sie nach Salonik zu verschicken. Also hat Schicki gelogen oder ist selbst belogen worden. Anders Zsich schon erfährt sie vom Reichsminister der Diamanten. Nun ergeht es ganz klar, daß Schicki die Schätze bestie gebracht hat.

Das konnte er aber nur in den wenigen Stunden getan haben, die zwischen dem Wiederverpacken des Handoffners in der Nacht und der Abreise gegen 6 Uhr morgens lagen. Wer der dünne Quarr

auf! Dann steigen beide in den bereitstehenden Zug. In Zsmid, der Stadt am westlichen Golf, etwas nördlich wie halbwegs zwischen Stambul und Adabaf, erklärt Herr Schicki dem anderen die Schätze haben einen Zug überbringen zu müssen und gibt die Kofferstücke an Madame Ghos, Gepärd und Schwiegermutter fahren weiter und gelangen glücklich bis ins Haus von Ghos Bey in Adabaf. Sofort öffnet man den Koffer, hebt den Handoffner heraus, schließt ihn auf und findet ihn leer! Nur die Papiere des Prinzen Nureddin liegen einsam am Boden des Handoffners, alle Wertgegenstände, vor allem die unschätzbaren Diamanten sind spurlos verschwunden. Frau Ghos Bey in Zsmid. Vier Stunden später steht er lemer Schwiegermutter gegenüber, die ihn anspricht: „Glaubst, ich das deine Güter, die du mir hast angeheben lassen?“ Der arme Schicki aber weiß von nichts. Erst als man ihm den leeren Koffer zeigt, geht ihm ein Licht auf. Umgehend eilt er zur Polizei, läßt die Hamale, die das Gepäck vom Bahnhof transportiert haben, vernehmen, droht der Eignungsgelöblichkeit mit einer Klage. Alles umsonst, die Diamanten bleiben verschwunden. Was tun? Frau Ghos denkt daran, sich bei der Regierung zu beklagen, direkt zum Generalissimus und zum Kriegsgewalt zu gehen. Aber als Verwandter Abdul Hamids mit dieser Familiengeschichte, dieser Frucht aus Konstantinopel gerade vor das Forum der Operationsarmee zu gehen, die dem alten Regime eben den Garas macht, das erscheint recht wenig angebracht. Die Diamanten würden dann vielleicht wiedergefunden werden, aber wohl zum Besten des Staates beim Finanzministerium hängen bleiben.

Während sich diese Ereignisse auf der anatolischen Bahn und in Adabaf abspielen, überlegt sich die Rabine in ihrer Zukunftswohnung in Ortaoi, warum man gerade sie eigentlich nach Salonik nachsenden sollte, da doch Abdul Hamid diejenigen Personen lemer engerer Umgebung, die er bei sich haben wollte, in der Stadt seiner Abreise nach Salonik mitgenommen habe. Sie wird untränktlich, erkundigt sich und erfährt, daß kein Mensch daran gedacht hat, sie nach Salonik zu verschicken. Also hat Schicki gelogen oder ist selbst belogen worden. Anders Zsich schon erfährt sie vom Reichsminister der Diamanten. Nun ergeht es ganz klar, daß Schicki die Schätze bestie gebracht hat.

Das konnte er aber nur in den wenigen Stunden getan haben, die zwischen dem Wiederverpacken des Handoffners in der Nacht und der Abreise gegen 6 Uhr morgens lagen. Wer der dünne Quarr